

Leif Frenzel

Brandom und Sellars über materiale Schlußfolgerungsregeln

Robert Brandoms *Making It Explicit* ist ein sprachphilosophisches Werk, dessen Aufgabe es ist, die Rationalität menschlicher Praktiken im Lichte der paradigmatischen Art von rationaler Praxis, nämlich der Sprachverwendung, einsichtig zu machen. Kennzeichnend für Brandoms Theorie ist das Verbinden einer Theorie der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke (Semantik) mit einer Theorie der Sprachverwendung (Pragmatik). Beide werden in beachtlicher Ausführlichkeit ausgearbeitet und insbesondere ihre enge Verschlungenheit deutlich gemacht. In dieser Arbeit werde ich mich auf einen Bestandteil der Semantik konzentrieren; dabei wird es freilich unvermeidlich sein, die Verbindungslinien zur Theorie der Sprachverwendung zu ziehen, wo immer dies nötig ist. Gleichzeitig werde ich die Behandlung der hier aufgeworfenen Fragen im Werk eines anderen Philosophen, Wilfrid Sellars, diskutieren: Brandom versteht seine eigenen Theorien zu nicht unwesentlichen Anteilen als eine Fortführung und Ausarbeitung Sellarscher Positionen.

Eine der wichtigsten Thesen in Robert Brandoms semantischer Theorie betrifft materiale Schlußregeln [material rules of inference].¹ Derartige Regeln besitzen eine Geltung aufgrund der in ihrer Formulierung verwendeten Ausdrücke (genauer gesagt: der Bedeutung dieser Ausdrücke), nicht aufgrund ihrer Form. Beispielsweise gilt, daß aus der Wahrheit der Prämisse “Jena liegt (ungefähr) östlich von Weimar.” geschlossen werden kann, daß “Weimar liegt (ungefähr) westlich von Jena.” ebenfalls wahr ist. Daß diese Schlußfolgerung eine gültige ist, beruht auf der Bedeutung der Ausdrücke “westlich von” und “östlich von”, die in der Prämisse und der Konklusion vorkommen.

Um die Behauptung, daß wir es hier mit einer *materialen* Schlußregel zu tun haben, präziser hervorzuheben, ist vielleicht noch eine Anmerkung nötig: Jemand könnte meinen, daß die oben als Beispiel angeführte Schlußfolgerung deshalb eine Geltung besitzt, weil jemand, der sie anwendet, stillschweigend eine weitere Prämisse anerkennt, etwa diese: “Wenn A und B Orte sind, und A östlich von B liegt, dann liegt B westlich von A.” Wird dies zu der oben angeführten Prämisse hinzugefügt, dann folgt die Konklusion nach einer formalen Schlußregel. Es könnte sich also erweisen, daß sich das, was zunächst wie ein eigener Typ von Schlußregeln (die “materialen” Schlußregeln) aussah, einfach als verkürzte Formen von unkontrovers als “formal” zu bezeichnenden Schlußregeln entpuppt, und die Geltung auch dieses Typs würde auf den Prinzipien

¹ Für diesen Aufsatz schließe ich mich dem Sprachgebrauch von Sellars und Brandom an und verwende die Begriffe “Inferenz”, “Schluß”, “Schlußfolgerung” usf. weitgehend gleichbedeutend (der meistgebrauchte Terminus ist “inference”); vgl. aber § 4 für eine kritische Anmerkung.

der Geltung formaler Schlußregeln beruhen.

Wer auf der Eigenständigkeit der Geltung von materialen Schlußregeln beharrt, muß also zeigen, daß die Unterscheidung, die er machen möchte, tatsächlich auf einem Unterschied beruht: daß sich die Geltung materialer Schlußregeln aus der Bedeutung der verwendeten Ausdrücke konstituiert, nicht daraus, daß sich (mit mehr oder weniger Suchaufwand) eine Ergänzung finden läßt, mit deren Hilfe sich die angeblich materiale Schlußregel als verkürzte Formulierung einer formalen betrachten läßt. Brandom selbst zeigt das nicht (sondern be ruft sich in dieser Frage auf Wilfrid Sellars und dessen Aufsatz "Inference and Meaning") - abgesehen davon, daß er demonstriert, daß eine Gesamtkonzeption einer solchen Art, wie er sie durchführen möchte, sicherlich auf etwas in der Art von materialen Schlußregeln angewiesen ist. Freilich: wenn es eine notwendige Bedingung dafür sein sollte, eine Bedeutungstheorie überhaupt durchführen zu können, daß es so etwas wie die Geltung von materialen (neben formalen) Schlußfolgerungsregeln gibt, und daß natürlichsprachliche Diskurse de facto davon Gebrauch machen - dann wäre das ein gewisses Argument für Brandoms Tendenz, Existenz und Verfügbarkeit derartiger Regeln für seine Theorie einfach zu unterstellen.

1. Warum meint Brandom, daß materiale Schlußregeln für eine Bedeutungstheorie, wie sie ihm vorschwebt (eine "inferentielle" Bedeutungstheorie [inferential semantics]) notwendig sind? Um darüber Klarheit zu gewinnen ist es nötig, sich den Zusammenhang zwischen dieser Bedeutungstheorie und den anderen Komponenten in Brandoms gesamtem Theoriengefüge deutlich zu machen.

Die inferentielle Semantik ist eine Theorie, die für die in den diskursiven Praktiken verwendeten Ausdrücke erklärt, worin ihre Bedeutung besteht. Sie leistet dies, indem sie die inferentiellen Relationen explizit macht, die zwischen diesen Ausdrücken bestehen. So betrachtet, besteht die Bedeutung der Ausdrücke in nichts anderem als in eben diesen inferentiellen Relationen. Bedeutung haben heißt, (für einen Satz) als Prämisse oder Konklusion einer Schlußfolgerung dienen zu können bzw. (für einen Satzbestandteil) zu dieser Funktion von Sätzen beizutragen. Die Bedeutung eines Satzes ist gegeben durch sämtliche derartigen Schlußfolgerungen, in denen dieser Satz als Prämisse oder Konklusion stehen könnte.²

Überdies bestehen inferentielle Relationen nicht nur zwischen Sätzen und Sätzen, sondern die Äußerung eines einzelnen Satzes selbst kann als Inferenz aufgefaßt werden: als ein Übergang von den Bedingungen dieser Äußerung zu den Konsequenzen dieser Äußerung. Diese Auffassung klingt zunächst unplau-

² Daß es Sätze sind, die hier im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, hängt damit zusammen, daß Sätze als die fundamentale Einheit des Diskurses betrachtet werden, als das Minimum dessen, was als ein Zug im Sprachspiel gelten kann. Welcher Typ sprachlicher Erscheinungen zum Ausgangspunkt der Systematik gemacht wird, hängt also in Brandoms inferentieller Semantik bereits davon ab, wie diese Semantik sich in die Gesamtkonzeption einfügen wird (namentlich, wie sie mit der Theorie der Sprachverwendung, also der Pragmatik, zusammenspielen soll).

S. hierzu Robert Brandom, *ME* 79-84.

sibel und bedarf also einer Explikation: die Bedingungen der Äußerung eines Satzes (auch wenn faktisch niemand jemals damit fertig werden könnte) können sämtlich beschrieben (explizit gemacht) werden, nämlich in Sätzen, und die Konsequenzen der Äußerung ebenso. In gewisser Weise kann man also den Vorgang der Inferenz von Äußerungsbedingungen zu Konsequenzen der Äußerung als einen inferentiellen von einer Beschreibung einer Situation, *in Sätzen*, zu einer anderen Beschreibung einer Situation, *wieder in Sätzen*, auffassen, also einen inferentiellen Übergang von einer Satzmenge zu einer anderen.³ Wann immer man Sätze äußert, man wird es jedenfalls unter bestimmten, spezifizierbaren Bedingungen tun, und es wird spezifizierbare Folgen geben. Und die Betonung liegt hier auf *spezifizierbar*, was zunächst einmal bedeutet: wiederum formulierbar in etwas, das Bedeutung hat, nämlich in Sätzen.⁴

Das Wort “spezifizierbar” liefert aber noch einen weiteren Hinweis: spezifizierbar heißt eben nicht: *spezifiziert*. Es ist nicht erforderlich (und selbstverständlich auch gar nicht möglich), die Bedingungen der Äußerung eines Satzes vollständig in sprachlichen Ausdrücken explizit zu machen. Brandom würde sagen: sie werden in der Praxis *implizit* als vorhanden behandelt.

Indem ich einen Satz äußere, führe ich eine Schlußfolgerung durch, die Schlußfolgerung von den Bedingungen der Äußerung dieses Satzes zu seinen Konsequenzen. Diese Schlußfolgerung ist, als eine inferentielle Relation, in der der betreffende Satz steht, Bestandteil der Bedeutung dieses Satzes. (Wie sich diese Bedeutung konstituiert, wird in der Bedeutungstheorie beschrieben.) Andere inferentielle Relationen kommen hinzu, insgesamt machen diese alle die Bedeutung des Satzes aus. Die Bedeutung zu kennen (als kompetenter Sprecher der Sprache, zu der der betreffende Satz gehört) heißt, den Satz korrekt verwenden zu können, d.h. unter den korrekten Bedingungen zu äußern und die korrekten Konsequenzen zu erwarten. Jeder derartige inferentielle Übergang hat also einen normativen Status (als korrekt oder inkorrekt). Die Theorie, die die Verwendung von Sätzen sowie die normativen Status dieser Verwendungen erklärt, ist eine Pragmatik, und zwar eine normative, d.h. eine solche, die mit Begriffen wie dem der Korrektheit operiert.

Diese Theorie der Verwendung von Sätzen wird von Brandom analog einer formalen Beschreibung eines Spiels (eines “Sprach”- bzw. “Sprechhandlungs”-Spiels) konstruiert. Die Spieler des Spiels, also die kompetenten Sprecher einer Sprache, führen jeweils eine Art komplexer Punktliste, in der sie vermerken, welche Äußerungen sie selbst und alle ihre Mitspieler machen, auf welche anderen

³ Das ist natürlich eine verallgemeinerte Auffassung eines inferentiellen Übergangs, da anstelle einer einzigen Konklusion hier eine ganze Satzmenge steht.

⁴ Hinter dieser Konzeption läßt sich ein bestimmtes metaphysisches Bild ausmachen: daß nämlich letztlich die Wirklichkeit aus nichts anderem als allen Tatsachen besteht, welche wiederum mögliche Inhalte von Sätzen sind. (Robert Brandom, **ME** 333.) In gleicher Richtung denkt John McDowell (**MW**, 27-29; vgl. Julien Dodd, “McDowell and identity theories of truth” für eine kritische Diskussion).

Dies kann freilich nur eine Bemerkung bleiben; metaphysische Fragen lasse ich hier unberührt. Das bedeutet freilich nicht, daß Brandom selbst ihnen nicht eine ausführliche Diskussion widmet. Seine Behandlung der Frage des unabhängigen Status der Realität hat eine zentrale Position in *Making It Explicit* inne (s. dazu weiterhin auch **AR** 185-204).

(aus diesen Äußerungen folgenden) Auffassungen sie sich damit festlegen, oder zu welchen anderen Auffassungen (die mit den selbst gemachten nicht unvereinbar sind) sie dadurch (oder dennoch) berechtigt sind. Brandom nennt das, mit einem an David Lewis angelehnten Begriff, “deontic scorekeeping”. Jeder Sprecher verfolgt seine eigenen Äußerungen und die seiner Mitspieler (also die seiner Gesprächspartner in den Diskursen) mit Hilfe dieses “scorekeeping”, und die jeweils eingegangenen Verpflichtungen und Berechtigungen zu bestimmten Behauptungen werden registriert und in einer normativen Praxis, mit Hilfe von Sanktionen usf., reguliert.

Diese kurze Skizze soll nicht den Eindruck erzeugen, Brandom hätte diesen Teil seiner Theorie nicht besonders weit ausgeführt. Im Gegenteil - gerade die detaillierte Ausarbeitung dieser Bestandteile seiner Gesamtposition ist eine der bemerkenswertesten Leistungen des umfangreichen Werkes *Making It Explicit*.⁵ Wichtiger für den Zusammenhang meiner Arbeit ist jedoch das Verhältnis dieser “normativen Pragmatik” zur “inferentiellen Semantik” - also zur Bedeutungstheorie. Es wird nun (unter anderem) nämlich zweierlei deutlich: erstens, warum Brandom zufolge die grundlegende Einheit des Diskurses *Sätze* sind,⁶ und zweitens, welche Bedingungen die Bedeutungstheorie erfüllen muß, wenn die Äußerung von Sätzen in Praktiken eingebunden sind, wie sie in der normativen Pragmatik beschrieben werden.

Die Bedeutungstheorie wäre völlig irrelevant, wenn es nicht irgendetwas an den Sätzen gäbe, das in dem Spiel der normativen Pragmatik eine Rolle spielt. Dieses Spiel, das Brandom gern (mit einer von Sellars geprägten Phrase) das “game of giving and asking for reasons” nennt, ist nicht einfach ein von Regelmäßigkeiten geprägter Vorgang, sondern eine *rationale* Tätigkeit. Es ist eben ein Geben und Einfordern von *Gründen*, und natürlich ist es genau *dieser* Aspekt dieser Praxis, den Brandom einfangen möchte. Eine Beschreibung von Praktiken wie die des Hin- und Her-Werfens von Sätzen, bei gleichzeitiger Punktestandsnotierung, wird sicherlich von niemandem ernsthaft für eine adäquate Darstellung rationaler Handlungen verstanden, wenn nicht gleichzeitig gezeigt wird, daß es von Vernunft geleitete Praktiken sind. Welches Element in Brandoms Konzeption kann das gewährleisten?

Ich habe oben in der Beschreibung des “scorekeeping” den Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage nur gestreift: Ein Sprecher einer Sprache registriert ja nicht nur, wie viele Aussagen ein bestimmter anderer Sprecher macht, sondern *welche*, und worauf er sich mit diesen Aussagen festlegt usf. Mit anderen Worten: es kommt auf den Inhalt des einzelnen Sätze an, wie ihre Äußerung in die Punktelisten, und damit in den Gesamtverlauf des Sprechhandlungs-Spiels eingeht. Natürlich kommen diese Inhalte nicht irgendwoher - sie entwickeln sich mit den sprachlichen Praktiken, in denen sie verwendet werden, sind also sozusagen ein Artefakt der Rationalität der sprachlichen Praktiken. Und es ist überdies Brandoms These, daß ihr gesamter Inhalt durch ihre Verwendbarkeit

⁵ Neu ist ja nicht die *Idee* einer solchen Theorie, sondern vor allem die *Durchführung*. Vgl. die Bemerkung von Jürgen Habermas am Beginn seiner Auseinandersetzung mit Brandom, “Von Kant zu Hegel. Zu Robert Brandoms Sprachpragmatik”, 138.

⁶ Vgl. oben Note 2.

und tatsächliche Verwendung in diesen Praktiken determiniert ist. Aber es ist dieser Inhalt, der diese Praktiken zu rationalen Praktiken macht.

Damit schließt sich der Kreis, und wir sind wieder bei der Bedeutungstheorie angelangt. Diese muß also folgendes leisten: Sie muß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke, allen voran die Bedeutung von Sätzen, so erläutern, daß daraus ersichtlich wird, wie die Verwendung (im Sprachspiel) dieser Sätze es nach sich zieht, daß bestimmte andere Sätze dann auch verwendet werden können oder dürfen, und wieder andere Sätze nicht mehr verwendet werden können (bzw. nur unter demonstrativer Übertretung von geltenden Normen verwendbar sind).⁷ Mit anderen Worten: sie muß in erster Linie die Beziehungen zwischen einzelnen Sätzen widerspiegeln, und zwar in Form von Linien, an denen entlang von einem Satz zu bestimmten anderen Sätzen übergegangen werden kann und zu bestimmten (wieder anderen) nicht übergegangen werden kann. Die Bedeutungstheorie kann dies leisten, weil sie (nach Brandom) als inferentielle Semantik konstruiert wird, also den Begriff der inferentiellen Relation zwischen den Sätzen als zentral behandelt. In inferentiellen Relationen stehen Sätze dann, wenn von einem zu einem anderen übergegangen werden kann (oder darf, oder ggf. auch gerade dieser Übergang ausgeschlossen ist). Dies macht eine inferentielle Bedeutungstheorie geeignet, den Anforderungen, die Brandom an sie stellt (und die er aus den Konstruktionsprinzipien für eine normative Pragmatik gewonnen hat), gerecht zu werden.

Ich hatte einleitend zu diesem Paragraphen bemerkt, daß Brandoms Auffassung, materiale Inferenzregeln seien für eine Bedeutungstheorie notwendig, aus diesem Zusammenhang zwischen Pragmatik und Semantik heraus zu verstehen sei. Welche Argumente führt Brandom nun für seine Entscheidung an, nicht nur formale, sondern auch (und vor allem) *materiale* Inferenzen in Betracht zu ziehen, wenn es darum geht, genauer zu beschreiben, welche inferentiellen Zusammenhänge es sind, die ihm zufolge den semantischen Inhalt von Sätzen ausmachen?

2. Das wichtigste Argument hierzu stammt nicht von Brandom selbst, sondern von Wilfrid Sellars, auf den sich Brandom beruft. Eigenartigerweise stellt Brandom das Argument selbst nicht dar, obwohl er ausführlich aus Sellars' Diskussion zitiert. Bemerkenswert ist, daß er zwar feststellt, was das Ergebnis der Diskussion von Sellars ist, nicht aber diese Diskussion selbst erörtert - nicht einmal skizzenhaft. Statt dessen macht Brandom etwas, was auch typisch für sein eigenes Vorgehen ist: er listet (als Sellars-Zitat) alle verfügbaren Möglichkeiten auf und erklärt, für welche von ihnen er sich (mit Sellars) entscheidet. Die Begründung für diese Entscheidung hält er offenbar für durch die Ausführungen

⁷ Die Rede von "können" und "dürfen" ist normatives Vokabular, das in die Semantik nicht eingeht; ich benutze es hier in einem Kontext, in dem ich etwas *über* die Semantik sage. Daß die Bedingungen, die der Semantik hier auferlegt werden, mit Begriffen aus einem anderen Teil der Brandomschen Gesamtkonzeption (der Pragmatik) formuliert werden, ist wiederum Ausdruck der theoretischen Erklärungsreihenfolge, die Brandom favorisiert: die Pragmatik ist fundamental, die Semantik ist in ihrer Anlage bereits durch die Erfordernisse der Pragmatik bedingt.

von Sellars gegeben.

Ich werde dieses Argument von Sellars weiter unten (§ 3) ausführlich behandeln. Hier möchte ich zunächst noch eine weitere, und zwar eine genuin Brandomsche, aber eher supplementierende Überlegung anführen. Brandom schreibt:

“[T]he notion of formally valid inferences is definable in a natural way from that of materially correct ones, while there is no converse route. [...] the *formal* goodness of inferences derives from and is explained in terms of the *material* goodness of inferences, and so ought not to be appealed to in explaining it.”⁸

Nun ist dieser Hinweis sicherlich argumentativ nicht unabhängig von den schon genannten Hinweisen auf die Erklärungsreihenfolge. Ich habe oben (§ 2) ausgeführt, daß Brandoms Semantik auf einer in der Erklärungsreihenfolge vorgängigen Pragmatik beruht - sobald diese Pragmatik einmal etabliert ist, können die in der Semantik als grundlegend betrachteten Begriffe darauf fundiert werden. Da dieses Fundieren der Semantik in einer Pragmatik, die *implizites* Befolgen von Regeln als eine zentrale Idee entwickelt, es erfordert, daß (auf der semantischen Seite) eine nicht-explizite Komponente in den meisten Inferenzen vorhanden ist, ist es geradezu eine Konsequenz aus der bevorzugten Erklärungsreihenfolge und der Art der Pragmatik, daß etwas in der Art von materialen Inferenzen eine tragende Rolle in der Semantik spielen muß.

In dem Abschnitt, den ich eben zitiert habe, beruft sich Brandom ebenfalls auf die Erklärungsreihenfolge, diesmal auf die Reihenfolge, in der materiale und formale Inferenzen nacheinander eingeführt werden dürfen. Daß es “auf natürliche Weise” möglich ist, den Begriff formaler Inferenzen aus dem materialer abzuleiten, ist sicherlich kein besonders zwingender Grund, aber sollte es in der Tat keine Möglichkeit des umgekehrten Weges geben, wäre das freilich ein echtes Argument. Leider führt Brandom *das* nicht aus, sondern beschränkt sich darauf, den “natürlichen Weg”, also die Route von einem Begriff materialer Inferenzen zu dem formaler Inferenzen, näher zu beleuchten. (Aber man kann nicht schon beweisen, daß ein gegebenes Ding ein Ventil ist und Luft nur in einer, nicht aber in der entgegengesetzten, Richtung hindurchläßt, indem man Luft in der einen, legalen, Richtung hindurchströmen läßt.)

Nun ist dies allerdings auch nicht die Erklärungsreihenfolge von Pragmatik zu Semantik, sondern die von einem semantischen Grundbegriff zu einem anderen (als derivativ anzusehenden). Es geht also um die innersemantische Erklärungsreihenfolge.

Ein Hinweis darauf, warum Brandom auch innersemantisch hier einen Grund dafür sieht, vor allem auf materiale Inferenzen zu bauen, läßt sich vielleicht der folgenden Bemerkung entnehmen: Brandom nennt die seiner eigenen bevorzugten Richtung diametral entgegengesetzte “Formalismus” (hinsichtlich der Geltung von Inferenzen), und erläutert: “According to this line of thought, wherever an inference is endorsed, it is because of belief in a conditional. [...]”

⁸ Robert Brandom, “Semantic Inferentialism and Logical Expressivism”, **AR** 55.

[Formalism] trades primitive goodnesses of inference for the truth of conditionals.”

Eine formalistische Position (in Brandoms Verwendung dieses Terminus) ist also gezwungen, die Gültigkeit zumindest eines Typs von Aussageformen als primitiv, und daher nicht weiter erklärbar anzunehmen: nämlich des Typs, der sich als Ausdruck der modus-ponens-Regel verstehen läßt. Aber:

“The grasp of logic that is attributed must be an implicit grasp, since it need be manifested only in distinguishing material inferences as good and bad, not in any further capacity to manipulate logical vocabulary or endorse tautologies involving them.”⁹

Wenn davon die Rede ist, daß sich die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke durch die inferentiellen Relationen zwischen diesen Ausdrücken konstituiert, dann bedeutet das freilich, daß der Übergang von einem Satz zu einem anderen nach einer bestimmten Regel zu erfolgen hat. Derartige Inferenzregeln machen auf der Seite der Pragmatik das Gegenstück zur Bedeutung der Ausdrücke aus, und somit muß jemandem, der als kompetenter Sprachverwender angesehen wird, die Kenntnis dieser Regeln zugeschrieben werden. Doch bekanntlich verfügen die wenigsten Sprachverwender über das logischen Vokabular, in dem Inferenzregeln ausgedrückt werden können. Tatsächlich ist (in der alltäglichen Verwendung natürlicher Sprachen) der Fall überaus häufig, daß inkorrekte Sprachverwendung bemerkt und als inkorrekt behandelt wird (etwa, indem sie korrigiert wird) - ohne daß die Sprecher auch nur in der Lage wären, Sprachverwendungsregeln in der geforderten Form (als modus ponens o.ä.) explizit anzugeben. Wenn also von “Kenntnis” der Regeln gesprochen wird, dann kann das in den meisten Fällen bestenfalls bedeuten, daß die Sprachverwendung gemäß diesen Regeln erfolgt und entsprechend als (gemäß diesen Regeln) korrekt oder inkorrekt behandelt wird - kurz gesprochen: daß die Regeln in der Praxis *implizit* sind, nicht aber eine *explizite* Kenntnis bei den Sprechern vorausgesetzt werden kann.

Das ist gemeint, wenn es heißt, daß das Erfassen der Regeln als implizit beschrieben werden muß. Die Konsequenz aus einer formalistischen Position ist allerdings, daß Sprechern einer Sprache in irgendeiner Weise eine (implizite...?) Kenntnis eines minimalen logischen Vokabulars zugeschrieben werden muß: “belief in the truth of a conditional”. Doch diese Kenntnis läßt sich ihrerseits aus semantischen Gegebenheiten nicht erklären. Sie muß als primitiv

⁹ Robert Brandom, “Semantic Inferentialism and Logical Expressivism”, **AR** 53.

Daß hier “material inferences” erwähnt werden, ist vielleicht ein bißchen irreführend, da es ja ein Einwand gegen eine formalistische Position ist, deren Vertreter ja tatsächlich eher behaupten würden, daß “materiale Schlußregeln” nur unvollständiger Ausdruck formal gültiger Schlußregeln sind.

Was Brandom meint sollte wohl eher so formuliert werden: Was einem Sprecher zugeschrieben werden muß, ist die Fähigkeit, (implizit) Schlüsse in gute oder schlechte zu unterscheiden; was ihm gerade nicht zugeschrieben werden muß (und dann auch nicht zugeschrieben werden sollte), ist eine weitergehende logische oder reflexive Fähigkeit, die er dazu beständig in Anspruch bringt, etwa, indem er die nötigen Zusatzprämissen beibringt, um die Schlußfolgerung schließlich auf Konditionalsatz-Form zu bringen.

(nicht weiter erklärbar) vorausgesetzt werden. Mittels des von Brandom vorgeschlagenen Vorgehens hingegen kann eine solche Kenntnis als fortgeschrittene, reflektierte Einsicht, also als explizites Wissen beschrieben werden, die aber aus vorgängiger Kompetenz in denjenigen Praktiken, die nur implizites Wissen enthalten, hergeleitet werden kann.¹⁰

Auch in dieser Frage geht es also schließlich darum, wie eine semantische Theorie in einen größeren Theorienzusammenhang eingebaut werden kann; die Erfordernisse dieses Projektes beschränken vieles von dem, was an verschiedenen Möglichkeiten semantischer Theorie verfügbar wäre. (Es zeigt sich hier auch deutlich, wie stark und kompromißlos Brandom seine Semantik nach der Pragmatik auszurichten bereit ist. Das kommt unzweideutig in dem von ihm gelegentlich geäußerten *slogan* zum Ausdruck: “Semantics must answer pragmatics.”)

3. Brandom beruft sich auf Sellars’ “argument that material inferences are essential to the meaning (content) of nonlogical locutions”.¹¹ Dieser hatte in seinem Aufsatz “Inference and Meaning” die These vertreten, daß materiale Schlußregeln ein unabdinglicher und genuiner Bestandteil von Sprachen sind, d.i.

- a) “[material rules] play an indispensable role in our thinking on matters of fact”.¹²

und

- b) “Material rules are as essential to meaning (and hence to language and thought) as formal rules”,¹³

Für die beiden Teilthesen a) und b) wird bei Sellars gesondert argumentiert. Unter den sechs möglichen Positionen hinsichtlich materialer Schlußregeln, die Sellars in Betracht zieht, haben die beiden ersten gemeinsam, daß sie den materialen Inferenzregeln eine eigenständige (d.i. nicht von formaler Gültigkeit abhängende) Geltung zuschreiben und sie für unabdingbar für unser Denken (“on matters of fact”, d.i. zumindest also für unabdingbar für unser Denken, insofern es empirische Begriffe verwendet) erklärt. Die beiden Alternativen unterscheiden sich allerdings darin, daß die erste (diejenige, die Sellars vertritt) materiale Inferenzen für “essential to meaning” erklärt, die zweite nicht (sie unterscheiden sich also hinsichtlich der zweiten der oben angeführten Teilthesen). Das Argument, auf das sich Brandom beruft, etabliert nur das, was beiden gemeinsam ist: Unabhängigkeit materialer Inferenzen von formaler Gültigkeit und Unabdingbarkeit für Sprache und Denken (also die erste Teilthese).¹⁴ Ich werde dieses Argument im folgenden kurz skizzieren und diskutieren.

¹⁰ Robert Brandom, **ME** 134.

¹¹ Robert Brandom, **ME** 103.

¹² Wilfrid Sellars, “Inference and Meaning”, 317.

¹³ Ebd.

¹⁴ Es demonstriert noch nicht, daß materiale Inferenzen “essential to meaning” sind. Auf die weiteren Ausführungen von Sellars, die dies ergänzen, geht Brandom jedoch nicht weiter ein.

Sellars ist bemüht zu zeigen, daß es Funktionen innerhalb der Sprache für materiale Inferenzregeln gibt, die von formalen Inferenzregeln nicht erfüllt werden können. Die Gegenposition, gegen die er diese These behaupten möchte, ist ja nicht eine, die die Möglichkeit bestreitet, bestimmte Schlußregeln in einer Weise zu beschreiben, als würde ihre Geltung nicht auf formalen Schlußprinzipien beruhen. Bestritten würde nur werden, daß dies die einzig mögliche Art ist, sie zu beschreiben; namentlich das Hinzufügen von weiteren Prämissen würde aus der Schlußfolgerung in jedem Fall eine formal gültige machen. Was Sellars also benötigt ist (mindestens) ein Beispiel für eine Klasse von Inferenzen, die zum Funktionieren der Sprache notwendig sind, andererseits aber nicht als formal gültige Schlüsse rekonstruiert werden können.

Ein solches Beispiel liegt in solchen Sätzen wie

- (1) “Hätte ich dieses Stück Kreide losgelassen, wäre es heruntergefallen.”

oder

- (2) “Würde es jetzt blitzen, dann würde es anschließend auch donnern.”¹⁵

vor. Wir haben es hier mit Aussagen einer bestimmten Form (subjunktive Konditionalsätze) zu tun, die Sellars zufolge eine Art von Inferenz ausdrücken, die sich nicht als formal gültige rekonstruieren läßt.

Er geht von der folgenden Überlegung aus: bei Sätzen, die in einer völlig unkontroversen Weise Instanzen formal gültiger Schlußregeln sind, beispielsweise

- (3) “Da dies hier sowohl rot als auch quadratisch ist, ist es rot.”

und

- (4) “Wenn dies hier rot und quadratisch wäre, dann wäre es rot.”,

ist es klar, welche Schlußfolgerungsregeln vorliegen: im Fall von (3) wird aus “Dies hier ist rot und quadratisch.” geschlußfolgert: “Dies hier ist rot.” Im Fall (4) wird nach derselben Regel geschlossen; der Unterschied ist lediglich der, daß in diesem Fall der Sprecher nicht, wie in (3), gleichzeitig auch “Dies hier ist rot und quadratisch.” und “Dies hier ist rot.” behauptet. Der entscheidende Punkt ist jedoch der, daß es sich in beiden Fällen um die *gleiche Schlußfolgerungsregel* handelt. (In dem subjunktiven Konditionalsatz ist sie nur mit weiteren sprachlichen Funktionen gekoppelt.)

In der gleichen Weise können nun die Sätze (1) und (2) analysiert werden. Zu Satz (1) gehört demnach eine Regel dieser Art “‘Es donnert zu einer Zeit t-plus-n.’ kann aus ‘Es blitzt zum Zeitpunkt t.’ geschlossen werden.” Das ist nun offenbar keine Regel, deren Gültigkeit auf formalen Prinzipien beruht.

¹⁵ Wilfrid Sellars, “Inference and Meaning”, 323. Zum folgenden s. insgesamt 322-327.

Der übliche Einwand gegen einen Standpunkt wie den hier referierten Sellarschen ist der, daß bei Schlußfolgerungen der angeblich “materialen” Art lediglich einige stillschweigend “mitgemeinte” Prämissen nicht expliziert sind; sobald diese zu der Formulierung der Regel ergänzt werden, ist ein vollständiges Schlußschema mit offenkundiger Geltung nach formalen Prinzipien entstanden. So ist etwa die Schlußfolgerung “Es regnet, also werden die Straßen naß.” nichts weiter als die verkürzte Form von: “Immer dann, wenn es regnet, werden die Straßen naß; es regnet; also werden die Straßen naß.”

Sellars erörtert nun, inwiefern auch für die von ihm vorgebrachten Beispiele eine derartige “Vervollständigung” gefunden werden kann. Ich skizziere nur einiges davon.¹⁶

Was wäre eine plausible Ergänzung für

(5) “Würde es jetzt regnen, dann würden die Straßen naß werden.”,

so daß deutlich wird, daß die Schlußfolgerung von “Es regnet.” zu “Die Straßen werden naß.” eine aus formalen Gründen gültige ist?

(5a) “Da immer dann, wenn es regnet, die Straßen naß werden, würden die Straßen naß werden, wenn es jetzt regnen würde.”

Wenn das ein gültiges Argument sein soll, dann wäre seine Form etwas in dieser Art:¹⁷

$$\begin{array}{l}
 (x) \quad (Rx \Rightarrow Sx) \\
 \quad \quad Ra \Rightarrow Sa \\
 \quad \quad \underline{\underline{Ra}} \\
 \quad \quad Sa
 \end{array}$$

Freilich hängt dabei einiges davon ab, wie der Junktor “ \Rightarrow ” hier verstanden werden soll. Wird die Formulierung “Immer dann, wenn es regnet, werden die Straßen naß.” als faktische Aussage verstanden und als materiale Implikation interpretiert, so ist das Argument nur gültig, wenn auch “ $Ra \Rightarrow Sa$ ” so interpretiert wird: “Wenn es regnet, dann werden auch die Straßen naß.” Das ist nicht der Ausdruck einer Regel, nach der Sa aus Ra *geschlossen* werden kann. Diese Interpretation, weit davon entfernt, die Schlußregel mittels Ergänzung zu einem formal gültigen Schluß zu validieren, zerstört also ihren Status als Schlußfolgerung.

Wird “ \Rightarrow ” hingegen stärker interpretiert (als “entailment”-Operator), dann ist diese Formalisierung tatsächlich ein adäquater Ausdruck für (5a); doch nun ist schon in die Phrase “Immer wenn es regnet sind die Straßen naß.” eine materiale Schlußregel eingeführt, die ja umgangen werden sollte:

¹⁶ Diese Diskussion überdeckt sich teilweise mit der von Goodman in “The Problem of Counterfactuals”.

¹⁷ Der Einfachheit halber wird unterstellt, daß sich eine quantifizierte Form etwa dieser Art finden läßt, z.B. über “Zeitpunkte”, an denen es dann regnen kann oder auch nicht, oder dergleichen. “Rx” bedeutet dann die Aussage, daß es zum Zeitpunkt x regnet, Sx, daß die Straßen naß werden. Die zweite Zeile folgt durch Instantiation aus der ersten.

To say that rain entails wet streets is to convey exactly the same information as to say that a sentence asserting the existence of wet streets may be inferred from a sentence asserting the existence of rain.¹⁸

Sellars zieht aus seinen Ausführungen die Konsequenz, daß materiale Schlußfolgerungsregeln, insofern sie in materialen subjunktiven Konditionalen der analysierten Form ausgedrückt sind, in ihrer Geltung unabhängig von formalen Prinzipien sind. Die von ihm angeführten Typen von Sätzen (materiale subjunktive Konditionalsätze) spielen eine unverzichtbare Rolle in natürlichen Sprachen, nämlich eben als (objektsprachliche) Formulierungen von materialen Inferenzregeln. Freilich ist es möglich, eine Sprache zu konstruieren, die derartige Formulierungen nicht zuläßt (das wird bei extensionalen Sprachen generell der Fall sein); somit sind es nicht derartige Sätze selbst, sondern ihre Funktion in der Sprache, die unverzichtbar ist. Läßt die Objektsprache Formulierungen dieser Art nicht zu, so muß diese Rolle von expliziten Formulierungen der entsprechenden Schlußfolgerungsregeln in der Metasprache übernommen werden.¹⁹

4. Einer der Ansatzpunkte für eine kritische Diskussion wäre die Behauptung, in subjunktiven Konditionalsätzen wie “Wäre dies rot und quadratisch, dann wäre es rot.” würde die gleiche Inferenzregel wie in Sätzen wie “Da dies rot und quadratisch ist, ist es rot.” ausgedrückt.

In dem von Sellars angeführten Beispiel mag das überzeugend wirken. Aber Vorsicht ist geboten: Materiale subjunktive Konditionalsätze sind der einzige Typ von Sätzen, den Sellars als Beispiel für eine Situation anführt, in der zur Interpretation der Funktionsweise der Sprache ein Begriff von materialen Inferenzregeln notwendig ist. Das bedeutet - einerseits - offenbar, daß sich an dem subjunktiven Modus (und scheinbar nur an diesem) etwas zeigt, das sich sonst nirgendwo an Erscheinungsformen von Sprache zeigt, und woran sich die Unterscheidung von materialen und formalen Schlußregeln festmachen soll. Andererseits aber soll ja gerade dieser Unterschied nicht einschlägig sein, wenn es um die Frage geht, ob die Inferenzregel, die in Sätzen wie (3) und (4) ausgedrückt ist, jeweils die gleiche ist.

Wann sind zwei Schlußregeln gleich? Sellars’ Beispielsätze (3) und (4) lassen sich offenbar als Instanzen eines Schemas der Art

$$(x) ((Rx \ \& \ Qx) \Rightarrow Rx)$$

auffassen. Dabei steht jedoch im Fall von (4) sowohl die Prämisse als auch die Konklusion im subjunktiven Modus:

$$(x) (\text{Subj}(Rx \ \& \ Qx) \Rightarrow \text{Subj}(Rx))$$

Die Analyse von Sellars läuft auf die Behauptung hinaus, diese Einsetzung von Prämisse und Konklusion, die in den subjunktiven Modus übertragen wurden,

¹⁸ Wilfrid Sellars, “Inference and Meaning”, 325.

¹⁹ Ebd., 326.

resultiere in derselben Schlußregel wie zuvor. Um dies auf seine Sätze (1) und (2) übertragen zu können, muß er es verallgemeinern; doch wie verhält es sich in Fällen wie diesem (das Beispiel ist von Goodman):

- (6) “Da alle Geldstücke in meiner Tasche Markstücke sind, und Geldstück **a** kein Markstück ist, ist **a** nicht in meiner Tasche.”

Übertragen nach dem Muster von Sellars:

- (6s) “Wäre es so, daß morgen alle Geldstücke in meiner Tasche Markstücke wären, und würde **a** kein Markstück sein, dann würde **a** morgen nicht in meiner Tasche sein.”

Nun, angenommen, **a** ist ein Zweimarkstück. Wäre **a** morgen in der Tat in meiner Tasche, dann würden wir daraus nicht schließen können, daß **a** kein Markstück sein würde.

- (7) “Da alle Geldstücke in meiner Tasche Markstücke sind, und Geldstück **a** in meiner Tasche ist, ist **a** ein Markstück.”,

übertragen nach dem Muster von Sellars:

- (7s) “Wäre es so, daß morgen alle Geldstücke in meiner Tasche Markstücke wären, und würde **a** in meiner Tasche sein, dann würde **a** morgen ein Markstück sein.”

ist aber (unter Ausblendung des Faktums, daß **a** in der Tat kein Markstück ist), korrekt.

Sellars’ Verallgemeinerung ist also zu stark: sie schließt solche Übertragungen ein, die zu unseren Intuitionen über die Evaluation subjunktiver Konditionale nicht treffen (oder nur unter Vorbehalten treffen). Der Fall, den ich als Beispiel angeführt habe, ist ein solcher. Wir würden einen Satz wie (7s) unter Umständen akzeptieren; gegebenenfalls aber auch nicht, und zwar genau in solchen Fällen, in denen **a** bekanntermaßen kein Markstück ist. Da **a** (als ein Name) unter der Bildung subjunktiver Kontexte starr ist, wirkt sich das auf unser Verständnis von Sätzen wie (7s) aus: Wir würden uns weigern, ihn als kontextfrei zu betrachten und würden fordern, daß zur Bewertung der Korrektheit *dieser* Schlußfolgerung zusätzliche Informationen darüber, was der Referent von **a** ist, zur Verfügung gestellt werden. (Es ist also nicht allein die *Korrektheit* von (7s) nach der Übertragung, die Sellars zeigen müßte, sondern auch die Unabhängigkeit der Evaluation der subjunktiven Bestandteile von Kontexten wie etwa den Referenten von Eigennamen.)

Eine andere Kritik sollte beim Begriff der Inferenzregel selbst ansetzen: Dieser Begriff, so wie ihn Sellars verwendet, ist relativ weit. Jeder Übergang von einer Überzeugung zu einer anderen hat letztlich als eine Art Inferenz zu zählen. Nun ist freilich das Verständnis, das Sellars von sprachlichen Praktiken hat, in der Tat ein solches, daß jedes Äußern eines Satzes ein Zug im “Spiel des Gebens und Einforderns von Gründen” ist. Diese Praxis läuft als ein normativer

Prozeß ab, und somit sollte durchaus jeder Vorgang einer entsprechenden Regel folgen (und somit als “korrekt” oder “inkorrekt” eingestuft werden können). Derartige Regeln werden mit Inferenzen assoziiert, und mithin ist jeder Zug im “Sprachspiel” eine Inferenz. Diese Verwendung kann die Terminologie von Sellars sanktionieren; doch implizit beruht sie auf der gleichen Präferenz für eine bestimmte Erklärungsreihenfolge wie bei Brandom: von der Theorie der Sprachverwendung her muß bestimmt werden, was primär als Element eines sprachlichen Ausdrucks zu gelten hat, und die semantische Terminologie muß dem folgen, indem sie den Begriff des inferentiellen Überganges (des Überganges von einer akzeptierten Satzmenge zu einer anderen) danach einrichtet.²⁰ Somit ist der weite Begriff von Inferenz hier dem weiteren Theoriekontext geschuldet. Doch nicht jeder wird Sellars und Brandom hierin folgen wollen. Und unter einem engeren Begriff von Inferenz könnte sich die Binnenunterscheidung, die Sellars machen möchte, als gegenstandslos erweisen.

5. Brandom ist auf eine starke Variante des Sellars-Arguments eigentlich nicht angewiesen: es würde für seine Zwecke genügen, wenn er *berechtigt* ist, so etwas wie materiale Schlußfolgerungen zu verwenden; man muß nicht dazu *gezwungen* sein.²¹ Das letztere bedeutet lediglich, daß er aus der Erklärungsreihenfolge argumentieren muß: er behauptet nur, daß sich eine Semantik nicht ohne materiale Inferenzen durchführen läßt, wenn man sie auf einer normativen Pragmatik aufbauen will. Er muß, nachdem er seinen Apparat einer normativen Pragmatik einmal in Position gebracht hat, zeigen, wie sich aus diesem pragmatischen Vokabular allein eine akzeptable (alles das, was man haben will, umfassende) Semantik konstruieren läßt. (Der andere Weg wäre mit metaphysischen Zusatzannahmen verbunden: man würde eine Konzeption von “möglichen Welten” oder dergleichen benötigen. Derartige “platonistische” Positionen lehnt Brandom jedoch zugunsten seines “Pragmatismus” ab.)²²

Von materialen Inferenzregeln zu sprechen bedeutet, den Begriff der Inferenz auf eine Weise verwenden zu können, die nicht bereits voraussetzt, daß man weiß, was die Wahrheit eines Konditionalausdrucks (“the truth of a conditional”, s.o. § 2), und damit die Geltung einer modus-ponens-Regel, ausmacht. Woher aber erhalten die materialen Inferenzregeln ihren normativen Status? Sie müssen in den sprachlichen Praktiken entsprechend behandelt werden. In der Theorie der Sprachverwendung ist das Pendant zur materialen Inferenzregel (gegenüber der formalen) die *implizit* befolgte Verwendungsregel. Um zusätzlich etwas Licht auf die Konzeption der materialen Inferenzregeln zu werfen, sollte nun noch etwas genauer geklärt werden, von welcher Art diese “Implizitheit” ist.

²⁰ Delikat ist nur, daß sich Brandom ja auf Sellars stützt, und dabei suggeriert, die Ausführungen von Sellars würde neben dem Argument aus der Erklärungsreihenfolge zusätzliche Argumente einbringen. Wenn die angeführte Kritik stichhaltig ist, dann würde das Maß an Unterstützung, das Brandom von Sellars hier bekommen kann, deutlich geringer ausfallen, als er wohl erwartet.

²¹ Robert Brandom, **AR** 86.

²² Robert Brandom, **AR** 4.

6. Sellars bringt in seinem Aufsatz “Some Reflections about Language Games” Überlegungen vor, die in einer ähnlichen Weise bei Brandom im ersten Kapitel wieder auftauchen, in dem die Grundlagen von Brandoms “normativer Pragmatik” entwickelt werden.

“Pragmatik” ist ein Diskurs, in dem die Verwendung sprachlicher Ausdrücke im Rahmen von Praktiken beschrieben wird; nach Brandom sind diese Praktiken essentiell normativ, d.h. einer Bewertung nach Korrektheit oder Inkorrektheit unterworfen (NB: normativ ist hier in einem technischen Sinn verwendet). Normen werden in Form von Regeln beschrieben. Wie ist das Verhältnis zwischen den Normen, die das sind, durch das die Praxis gelenkt wird) und den Regeln (also der Formulierung dieser Normen in einer Sprache mit einem bestimmten Vokabular) beschaffen?

Es gibt hier ein Problem (das auch von Brandom, im ersten Kapitel seines Buches, ausführlich diskutiert wird); dieses Problem wird häufig in Form eines Dilemmas für eine Theorie, die sprachliche Praktiken als regelgeleitet auffassen möchte, beschrieben: entweder sind die Regeln selbst explizit formuliert, und aufgrund und in Form dieser Regeln ist die Praxis normativ. Das korrekte Befolgen einer Regel festzustellen würde dann allerdings als ein Beurteilen erfolgen müssen, das wiederum einer Regel folgt, einer Metaregel also, die selbst ebenfalls explizit sein müßte. Diese Metaregel korrekt zu befolgen erfordert abermals eine explizite (Meta-Meta-) Regel usf. - ein unendlicher Regreß. Oder aber die Regeln sind lediglich implizit, als regelmäßige Struktur der betreffenden Praktiken, vorhanden. In diesem Fall ist jedoch unklar, wie sie hinreichend definitiv sein könnten, um die Praxis zu lenken (sie wären unendlich vielfältig interpretierbar, und werden dennoch nur in einer Form als geltend akzeptiert).

Sellars Antwort darauf ist diese: Regeln sind implizit, aber trotzdem gibt es bestimmte unter ihnen, die in der Praxis ausgezeichnet sind: das sind genau die Regeln, die, wenn sie explizit gemacht *würden*, die Form expliziter Regeln annehmen würden. (Und das wären genau die Regeln, nach denen die jeweilige Praxis gesteuert wird.)²³ Das unterscheidet in normativen Begriffen beschriebene Vorgänge von solchen, die einfach regelmäßige Abläufe sind. Derartige Vorgänge lassen dann eine Unterscheidung zwischen der Praxis und einer (mehr oder weniger explizierten) Metapraxis (üblicherweise: Sprachverwendungs-Praxis und Meta-Sprache) zu, und in dieser Weise kommt das Element des Sprechens *über* Sprachverwendung herein, ohne einen infiniten Regreß zu verursachen.^{24,25}

²³ Hier schließt Brandom an Sellars an: Die Ausdrücke der Sprache, die das “Explizit-Machen” leisten sollen, gehören zum logischen Vokabular (Regeln können beispielsweise mit Hilfe von Konditionalausdrücken explizit gemacht werden). Was sie ausdrücken sind Inferenzen: sie explizieren also Regeln für Schlußfolgerungen. Doch hier (und nur hier) sind es *formal* gültige Schlußfolgerungen: sie gelten kraft ihrer Form, und es ist wesentlich für ihre Geltung, daß sie das tun, d.h. daß ihre Geltung nicht von spezifischen Inhalten abhängt, die in die Form eingesetzt werden. Das logische Vokabular mit seiner spezifischen expressiven Funktion (dem Ausdrücklich-Machen der in der Sprache impliziten Schlußfolgerungsregeln) hat also durchaus eine ausgezeichnete Rolle; allerdings keine primäre, soweit es die Erklärungsreihenfolge innerhalb der Semantik betrifft.

²⁴ Wilfrid Sellars, “Some Reflections on Language Games”, *SPR* 327; vgl. insgesamt 324-327.

²⁵ Es gibt hier in den Überlegungen von Sellars eine Analogie zwischen der Unterschei-

7. Was ist der theoretische Wert der These, Regeln die implizit in den Praktiken vorhanden sind, seien nicht regelmäßige Muster [patterns], sondern etwas, das, *wenn es explizit gemacht würde*, die Form von Regeln (modus ponens etc.) haben *würde*?

Diese Behauptung wäre nur akzeptabel, wenn es entweder Fälle geben würde, in denen etwas, das als eine Regelmäßigkeit in den komplexen Abläufen der Sprachverwendungs-Praxis wahrnehmbar ist, sich nicht als eine Regel explizieren ließe (d.i. wenn es nicht die Form einer Regel hätte, wenn es explizit gemacht würde), oder aber solche Fälle, in denen etwas, das sich, wenn explizit gemacht, in der Form einer Regel darstellen ließe, nicht als eine Regelmäßigkeit im Diskurs erkennbar wäre.

Freilich gibt es solche Fälle, in denen es offenkundig ist, daß eine bloße Regelmäßigkeit nicht dazu hinreicht, um eine Aktivität als "korrekt" einzustufen. Berühmt ist Wittgensteins Beispiel einer Zahlenfolge, zu der es unendlich viele Möglichkeiten einer Fortsetzung gibt, so daß unendlich viele "längere" Folgen entstehen, die alle mit der ursprünglichen Folge beginnen, von denen aber keine intrinsisch als "korrekt" eingestuft werden kann.

Warum beispielsweise soll es als "inkorrekt" gelten, wenn jemand die Folge..., 1, 2, 3,... mit einer 5 (anstelle einer 4) fortsetzt? Es ist klar, daß diese Einstufung nur dann anwendbar ist, wenn die Reihe tatsächlich als ein Ausschnitt der Folge der natürlichen Zahlen gedacht war (und nicht ein Ausschnitt aus der Folge der Fibonacci-Zahlen). Die Folge selbst determiniert nicht, welche Fortsetzung die "richtige" sein soll.

Doch es kann nicht diese Art von Beispiel sein, die Sellars im Auge hat - zwar gibt es hier einen Unterschied zwischen dem, was sich als Regelmäßigkeit festmachen läßt, und dem, was die "korrekte" unter den möglichen Interpretationen ist. Doch dieser Unterschied liegt nicht darin, daß sich die letztere vor allen anderen möglichen Interpretationen dadurch auszeichnen würde, daß sie, wenn explizit gemacht, die Form einer Regel hätte. Das zeigt sich schon an dem Beispiel, das ich angeführt habe: sowohl die Fortführung der Folge als Folge der natürlichen Zahlen als auch ihre Fortführung als Fibonacci-Zahlen lassen sich ohne weiteres in die Form einer Regel bringen. Mag es auch sein, daß alle als korrekt zu bezeichnenden Fortführungen sich letztendlich auf diese Form bringen ließen; es ist hier noch nicht gezeigt, daß dies ein Unterschied zu bloßen regelmäßigen Mustern sein soll - es wäre denkbar, daß auch alle regelmäßigen Muster diese Form hätten, würden sie als Regel expliziert.²⁶

dung von Aktualität und Potentialität, der nachzugehen sich unter Umständen lohnen könnte (insbesondere für seine epistemologischen Überlegungen in *Science and Metaphysics* und "Epicurism and the Philosophy of Mind"; vgl. hierzu John McDowell, "Having the World in View"): würde die Funktion metasprachlicher Ausdrücke die sein, daß sie tatsächlich alles, was in der Objektsprache zu sagen ist, ausdrücklich machen, so gäbe es in der Tat einen unendlichen Regreß - wenn sie dies jedoch lediglich *potentiell* könnten, diese Möglichkeiten tatsächlich jeweils nur zu einem geringen Teil aktualisiert wären, dann würde sich dieses Problem leicht lösen lassen.

²⁶ In diesem Kontext sollte angemerkt werden, daß der Terminus "regelmäßiges Muster" [regular pattern] selbst nicht unproblematisch ist (er enthält ja das Wort "Regel" bereits). Unklar könnte sein, warum hier überhaupt ein Unterschied gesucht werden soll. In der Ge-

Es bleibt also die zweite der oben genannten Arten von Fällen, nämlich solche, in denen etwas, das sich, wenn explizit gemacht, in der Form einer Regel darstellen ließe, nicht eine Regelmäßigkeit im Diskurs wäre. Ohne eine genauere Charakterisierung von "Regelmäßigkeit" läßt sich dazu nichts sagen. (Und solche Charakterisierungen fehlen häufig in den hier behandelten Diskussionen.) In einer besser greifbaren Formulierung könnten dies Fälle sein, in denen eine Handlung, die, obwohl sie als "korrekt" zu bezeichnen wäre, sich nicht auf ein einfaches Muster reduzieren läßt (so wie menschliches Verhalten in den allermeisten Fällen nicht auf simple *stimulus-response*-Muster zurückführbar ist). Aber damit wäre nichts anderes gesagt, als daß diese Handlung nicht zu einem *einfachen* Muster paßt - doch es gibt auch komplexe Muster, die dennoch Muster sind, nämlich in dem Sinn, daß sie sich als Kompositionen einfacherer Muster verstehen lassen, und auch in diese Bestandteile zerlegbar sind.

Das ist ein komplizierter Fall; nehmen wir das Schachspiel als Beispiel. Ohne Frage lassen sich bestimmte Handlungen innerhalb des Spiels, wie etwa Rochaden, Bauernopfer usf., als "richtig" bezeichnen oder als "falsch" kritisieren. (Dabei geht es nicht nur um das Einhalten der Regeln des Spiels, etwa der Regel, daß abwechselnd gezogen wird, oder den Zugregeln für die Figuren, sondern um ein "richtig" oder "falsch" mit der Unterstellung, daß es das Ziel ist, zu gewinnen, also den gegnerischen König in eine ausweglose Situation zu bringen oder dergleichen.) Nun zeigen die Erfahrungen der vergangenen zwanzig Jahre sehr deutlich, daß sich ein Computer durchaus so programmieren läßt, daß es selbst für Fachleute nicht mehr erkennbar ist, ob die von ihm benannten Züge innerhalb einer Partie auf einer menschlichen Entscheidung oder einer vom Computer durchgeführten Berechnung beruhen. Anhand des Ergebnisses ist das nicht unterscheidbar. Aber das, was Mensch und Computer ausführen, ist voneinander grundverschieden. Der Mensch "denkt" (ein Vorgang, dessen vollständige wissenschaftliche Beschreibung, wenn sie überhaupt möglich ist, noch aussteht),

genüberstellung von regelgeleiteten, normativen Vorgängen und solchen, die einer bloßen Regelmäßigkeit entsprechen ist der entscheidende Punkt der, daß erstere zur Beschreibung derjenigen Praktiken eingesetzt werden sollen, die wir als *rationale* Praktiken verstehen. Dahinter steht eine tiefe Überzeugung, daß derartige Praktiken ein intrinsisches strukturelles Element besitzen, das sich nicht auf rein "Formelhaftes" reduzieren läßt.

Diese Überzeugung wird von Vertretern unterschiedlicher Positionen zur Bedeutungstheorie durchaus geteilt, selbst da, wo sie ausgesprochene Differenzen darüber haben, wie letztendlich Semantik für natürliche Sprachen betrieben werden sollte. (Vgl. etwa die Diskussionen zwischen Dummett und McDowell zu "bescheidenen" Bedeutungstheorien sowie das Beharren Davidsons auf dem "konstitutiven Ideal der Rationalität".)

Nicht geteilt wird sie beispielsweise von Vertretern eliminativ-materialistischer Theorien des menschlichen Bewußtseins oder von Verfechtern des sogenannten "Computermodells des Geistes". Ihnen zufolge läßt sich alles das, was (vordergründig) wie ein irreduzibles Faktum über menschliche Praktiken (und insbesondere Sprachverwendungspraktiken) erscheint, letztendlich auf solche Beschreibungen zurückführen, die auf physikalischen oder mathematischen (als input-output-Funktion darstellbaren) Prinzipien beruhen und keine zusätzliche "Rationalität" darin unterstellen müssen.

Auf diese umfangreichen Diskussionen kann ich hier nicht eingehen; ich unterstelle daher in diesem Kontext schlichtweg, daß der Unterschied (bzw. das intrinsische Moment von Rationalität in einigen, paradigmatisch menschlichen Handlungen) existiert, und daß es nur kontrovers ist, wie er (bzw. es) begrifflich zu explizieren sei.

während der Computer rechnet. Und der Vorgang des Rechnens läßt sich in einfachere Operationen zerlegen, die (gemeinsam mit den Prinzipien der Zerlegung) tatsächlich ein Muster [pattern] erkennen lassen würden. Nun würde eine explizite Darstellung (vielleicht als gedruckter Programmauszug) aller der einfachen Operationen, die für einen auch nur einigermaßen anspruchsvollen Computerschachzug nötig wären, diverse Tausend Quadratkilometer Fläche beanspruchen. Es ist sehr zweifelhaft, daß jemand hier ein Muster erkennen würde, obwohl es wohl unkontrovers sein dürfte, daß es sich in der Tat um ein bloßes Muster handelt. In einer gängigen Formulierung: hier haben wir ein Muster, das zwar faktisch nicht, aber *im Prinzip* als ein solches durchaus erkennbar ist.²⁷

Kurz: Sellars hat sicher recht, wenn er meint, daß sich nicht alle “korrekten” menschlichen Verhaltensweisen (also die normativ zu beschreibenden) als einfache Muster darstellen lassen. Das Beispiel des Computerschachs zeigt aber, daß es unter denjenigen normativ beschreibbaren Verhaltensweisen, für die das zutrifft, solche gibt, die sich dennoch als Muster darstellen lassen (wenn auch nur “im Prinzip”). Es braucht ein Argument (und Sellars gibt keines), daß es Fälle gibt, in denen sich diese Verhaltensweisen *weder* als simple *noch* als komplexe Muster darstellen lassen.

Das bedeutet für die eingangs dieses Paragraphen angeführte These (Regeln, die implizit in den normativen Praktiken vorhanden sind, seien nicht regelmäßige Muster, sondern etwas, das, wenn es explizit gemacht würde, die Form von Regeln haben würde), daß sie auf einem Unterschied beruht, für den es keine offensichtlichen Instanzen gibt. Was ließe sich dennoch für diese These anführen?

8. Offenbar hängt die Bereitschaft, diese These zu akzeptieren, davon ab, was wir darunter verstehen, daß etwas in Form einer Regel expliziert *würde*. In dieser kontrafaktischen Formulierung könnte sich also der gesuchte Unterschied finden.

Hier mag es sich lohnen, noch einmal in Betracht zu ziehen, was Sellars über derartige Formulierungen sagt:

“[...] one who asserts ‘If this *were* red and square, then it *would* be red’, is committing himself to the falsity of ‘This is red and square’, while in some sense giving expression to a logical rule of inference.”²⁸

Kontrafaktische Sätze implizieren die Falschheit des Antezedens (zumindest nach der Auffassung des Sprechers), und daher beinhaltet die These Sellars’ eine These darüber, was in den Praktiken geschieht: die Regeln, nach denen sie

²⁷ Das ist zugegebenermaßen eine etwas fragwürdige Unterscheidung (Zweifel an der Unterscheidung “im Prinzip” vs. “tatsächlich” sind immer wieder geäußert worden); doch die Alternative ist noch fragwürdiger: zu behaupten, daß der Computer “faktisch” kein Muster produziert und die Rede von einem Muster “im Prinzip” keinen Sinn macht, würde eine Festlegung auf die These bedeuten, daß der Computer tatsächlich nicht mehr eine bloße Regelmäßigkeit, sondern eine echte (in eine normative Formulierung gehörende) Entscheidung getroffen hat.

²⁸ Wilfrid Sellars, “Inference and Meaning”, 323.

erfolgen, werden nicht expliziert. So vermeidet er (zunächst) den unendlichen Regreß. Andererseits läßt die Formulierung Raum dafür, dennoch eine Aussage darüber machen zu können, was es ist, das diese Praktiken lenkt: das nämlich, was die Form einer Regel annehmen *würde*, würde es expliziert.

Die These, die den unendlichen Regreß produziert, muß deshalb vermieden werden, weil sie implizit allquantifiziert ist: es darf also nicht behauptet werden, daß *alles*, was die sprachlichen Praktiken lenkt, Regeln sind. Nachdem eine Formulierung im Spiel ist (wie die kontrafaktische von Sellars), die diese starke Allgemeinbehauptung vermeidet, ist es möglich, zumindest *einige* Fälle zuzulassen, in denen das, was in den Praktiken implizit vorhanden ist, explizit gemacht wird und so die Form von Regeln hat. (Denn natürlich ist es *de facto* so, daß gelegentlich die Normen, die unsere sprachlichen Praktiken leiten, explizit gemacht werden und dann in der Form von logischen Regeln vorliegen; namentlich immer dann, wenn wir uns über diese Praktiken selbst verständigen wollen, etwa bei Mißverständnissen, bei terminologischen Festlegungen in den Wissenschaften, oder in philosophischen Überlegungen.)

In der zitierten Stelle heißt es nicht nur, daß derjenige, der eine kontrafaktische Behauptung macht, sich auf die Falschheit des Antezedens festlegt, sondern ebenfalls, daß er eine Inferenzregel expliziert. Sellars' These ist ebenfalls eine kontrafaktische Formulierung; auch er gibt demnach einer Inferenzregel Ausdruck: daß in solchen Fällen, in denen das, was die sprachlichen Praktiken reguliert, ausdrücklich gemacht wird (Antezedens), es *in der Form einer Inferenzregel* ausdrücklich gemacht wird (Konsequens). Etwas über eine sprachliche Praxis zu sagen bedeutet demnach, etwas über inferentielle Zusammenhänge zu sagen. Die These läßt sich also selbst (als eine sprachliche Formulierung), nach Sellars eigenen Prinzipien interpretieren.

Wenn diese Interpretation von Sellars' These korrekt ist, dann kann er also nicht nur eine Beschreibung der sprachlichen Praktiken abgeben, sondern er kann sogar seine eigene These darüber überzeugend innerhalb seiner Theorie darstellen. Somit erfüllt er eine Forderung, die an eine philosophische Theorie stets gestellt werden sollte: seine Theorie bleibt auch in der Anwendung auf sich selbst konsistent.

Fraglich bleibt allerdings, was der Erklärungswert einer solchen Theorie sein kann. Diese interne Konsistenz wird ja mit einem hohen Preis erkaufte: es ist eine Formulierung in einem komplizierten sprachlichen Modus (dem kontrafaktischen) nötig. Und wie ich im vergangenen Paragraphen zu zeigen versucht habe, kann Sellars' These, im Gegensatz zu ihrer bewundernswerten reflexiven Konsequenz keinen überzeugenden Ansatz für eine Erklärung des Unterschiedes zwischen bloßen regelmäßigen Mustern in Sprachverwendungen und als normativ *ausgezeichneten* Interpretationen dieser Sprachverwendungen als korrekt und inkorrekt dienen - bleibt also in der Erklärung ihres Gegenstandes (dessen, worüber sie eine These ist), unzureichend.²⁹

²⁹ Einen Versuch, diesem Problem zu begegnen, stellt John McDowell's *Mind and World* dar. Ich habe Sellars so interpretiert, daß er ein genuines Charakteristikum in rationalen Praktiken (dem "game of giving and asking for reasons") sucht; eine Position, welche die Existenz eines solchen Charakteristikums ablehnt, wird von McDowell als "blanker Naturalismus"

Ich habe mich hier mit einer groben Skizze der Anlage von Brandoms gesamter Theorie begnügt, und im besonderen mit der Stellung einer Brandomschen inferentiellen Semantik in diesem Gesamtgefüge beschäftigt. Hier sehe ich Unklarheiten, die über kurz oder lang eine Behandlung erfahren sollten, wenn eine beeindruckende Detailarbeit auch in der Form ihrer Gesamtanlage überzeugen soll. Das betrifft in erster Linie den Status des normativen Vokabulars (“Korrektheit”, “Einstellung”, “Zuschreibung” usw.). Es wird nicht klar, was die Bedeutung der Ausdrücke in *diesem* Vokabular ausmacht - und es ist ein von Brandom als primitiv behandeltes begriffliches Reservoir, dessen Kenntnis er offenbar als unproblematisch voraussetzt.³⁰ Daß Brandoms Werk in seiner detaillierten Ausarbeitung einer normativen Pragmatik (das primitive Vokabular einmal zugegeben) und insbesondere einer inferentiellen Semantik ein Meilenstein ist, ist natürlich unbestritten. Nachdem einmal akzeptiert ist, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in der Tat durch die zwischen ihnen bestehenden inferentiellen Relationen konstituiert ist, muß ja nun ausgeführt werden, wie dies bei einzelnen Arten sprachlicher Ausdrücke tatsächlich geschieht. Brandom legt ausgearbeitete Theorien darüber vor, wie indexikalische Ausdrücke und Demonstrativa vor dem Hintergrund einer solchen inferentiellen Semantik verstanden werden können, er erläutert, warum eine sprachliche Praxis, wenn sie ihre expressiven Möglichkeiten voll entfalten soll, über die beiden komplementären Kategorien sprachlicher Ausdrücke, singuläre Termini und Prädikate, verfügen muß, er zeigt, wie die semantischen Gehalte von Wahrnehmungs- und Handlungs-Intentionalität in die inferentiellen Praktiken eingebunden sind (als “language-entry-points” bzw. “language-departure-points”, in der Terminologie von Sellars),³¹ und er versucht schließlich zu demonstrieren, wie sprachliche Ausdrücke sein können, die *über* etwas sprechen, das *objektive* Realität hat.

Angesichts dessen ist es nur eine Teilfrage, allerdings eine mit besonderem Gewicht, welche Rolle die von Brandom als so wichtig eingestuftem materialen Schlußfolgerungsregeln für diese Semantik haben. Besonderes Gewicht hat sie deshalb, weil es eine prinzipielle Frage, und die Antwort darauf eine der tragenden Säulen von Brandoms gesamter Theorie ist. Abweichende Auffassungen über technische Details der Durchführung einer solchen Semantik sind denkbar, doch eine abweichende Auffassung darüber, daß materiale Schlußregeln benötigt werden, würde das Gesamtbild entscheidend verändern (oder es möglicherweise sogar zerstören). Die von mir behandelte Frage kann also ein tiefer reichendes Interesse beanspruchen als die genannten Detailfragen, weil Brandoms Gesamtkonzeption nicht unabhängig von ihr ist. (Und darüber hinaus ist natürlich die Antwort Brandoms auf diese Frage auch für andere Typen von Bedeutungstheo-

[bald naturalism] bezeichnet, und es ist sein erklärtes Ziel, dieser Position einen akzeptablen “entspannten” Naturalismus als Alternative an die Seite zu stellen, der die Rationalität der menschlichen Praktiken, als ein Element *sui generis*, nicht bestreiten muß. S. John McDowell, *MW* xviii-xxiii, 73-78, 88-90, auch “Reply to Commentators”, 428.

³⁰ Brandom könnte sich hier einem ähnlichen Einwand gegenüber sehen, wie ich ihn in § 8 gegenüber Sellars dargestellt habe.

³¹ Wilfrid Sellars, “Some Reflections on Language Games”, *SPR* 327-330.

rie gegebenenfalls von Belang.)

Brandoms ausführliche Behandlung materialer Inferenzregeln läßt den hohen Stellenwert der Frage auch für ihn deutlich erkennen. Nichtsdestotrotz (aber vielleicht, in Anbetracht der weitreichenden Konsequenzen, auch nicht anders zu erwarten) bleiben die Argumente ergänzungs- oder erweiterungsbedürftig. Wünschenswert wäre eine detaillierte und kritische Auseinandersetzung Brandoms mit denjenigen Ausführungen Sellars', an die er sich nur anschließt, die aber durchaus (wie ich zu zeigen versucht habe) nicht in allen Hinsichten unproblematisch oder überzeugend sind.

Literatur

[Um Mißverständnissen über die verwendete Terminologie zu vermeiden, habe ich bei von Brandom häufig gebrauchten oder in einer “technischen” Bedeutung verwendeten Termini den englischen Originalausdruck bzw. die englische Originalphrase in eckigen Klammern angemerkt. In Zitaten sind alle Zusätze in eckigen Klammern von mir, Hervorhebungen im Original, falls nicht anders vermerkt. Beiträge aus Sammelbänden werden mit Autor, Titel des Aufsatzes, Sigle des Bandes und Seitenzahl zitiert, im Literaturverzeichnis allerdings nicht noch einmal separat aufgeführt.]

Robert Brandom, *Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism*. Cambridge/Mass., London: Harvard University Press 2000 [AR].

Robert Brandom, “Facts, Norms, and Normative Facts. A Reply to Habermas”. In: *European Journal of Philosophy* 8 (2000), 256-374.

Robert Brandom, *Making It Explicit. Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*. Cambridge/Mass., London: Harvard University Press 1994 [ME].

Robert Brandom, “Précis of *Making It Explicit*”. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 57 (1997), 153-156.

Robert Brandom, “Replies”. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 57 (1997), 189-204.

Donald Davidson, *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford: Clarendon 1984 [TI].

Michael Dummett, *The Logical Basis of Metaphysics*. The William James Lectures 1976. Cambridge/Mass.: Harvard University Press 1991 [LBM].

Michael Dummett, *The Seas of Language*. Oxford: Clarendon 1993 [SOL].

Michael Dummett, *Truth and Other Enigmas*. Cambridge/Mass.: Harvard University Press 1978 [TOE].

Michael Esfeld, Book Review zu *Making It Explicit*. In: *Erkenntnis* 51 (1999), 333-346.

Nelson Goodman, “The Problem of Counterfactual Conditionals”. In: *Journal of Philosophy* 44 (1947), 113-128.

Jürgen Habermas, “Von Kant zu Hegel. Zu Robert Brandoms Sprachpragmatik”. In: *Wahrheit und Rechtfertigung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, 138-185.

John McDowell, "Having the World in View. Sellars, Kant, and Intentionality". In: *Journal of Philosophy* 95 (1998), 431-491.

John McDowell, *Meaning, Knowledge, and Reality*. Cambridge/Mass., London: Harvard University Press 1998 [MKR].

John McDowell, *Mind and World*. Cambridge/Mass., London: Harvard University Press 1994 [MW].

John McDowell, "Reply to Commentators". In: *Philosophy and Phenomenological Research* LVIII (1998), 403-431.

Wilfrid Sellars, "Inference and Meaning". In: *Mind* 62 (1953), 313-338.

Wilfrid Sellars, *Science, Perception and Reality*. Atascadero: Ridgeview 1991 [SPR].